Mut und schnelle Augen

Tennis Angelique Kerber stillt die Sehnsucht der Deutschen nach einem neuen Sportidol. Das Publikum ist beeindruckt von einer Frau, die die Kunst beherrscht, in sich zu ruhen.

Nach ihrem Sieg in Melbourne hat sich Angelique Kerber zurückgezogen, so weit es geht, sie ist nach Polen gereist, in die Kleinstadt Puszczykowo südlich von Posen. Kerber lebt seit Längerem dort, zusammen mit ihren Großeltern, die eine Tennisanlage namens „Angie“ betreiben.

Bevor Kerber zu den Australian Open reiste, war sie eine deutsche Tennisspielerin, die kaum jemand außerhalb der Tenniswelt wahrnahm, sie kehrte zurück als ein deutsches Idol. Die Bundeskanzlerin hat ihr nach dem Finalsieg gegen Serena Williams gratuliert, Dirk Nowitzki, Bastian Schweinsteiger, für die „Bild“-Zeitung ist Kerber „unser Tennis-Engel“. Die emotionale Kraft des Sports hat die 28-Jährige in das kollektive Bewusstsein eines ganzen Landes katapultiert. Bei einer Zwischenlandung in Frankfurt am Main, erzählt Kerber, sei sie von fremden Menschen umarmt worden, die ihr erzählten, dass sie Freudentränen geweint hätten, nachdem sie gegen Williams den entscheidenden Punkt gemacht hatte.

SPIEGEL: Frau Kerber, wo ist der Pokal?
Kerber: Ich habe ihn erst mal in Australien lassen müssen.
SPIEGEL: Wieso das?
Kerber: Weil er zu schwer ist. Er wiegt über zehn Kilogramm, als Handgepäck hätte ich ihn wahrscheinlich gar nicht mitnehmen dürfen. Ich war sogar ein bisschen froh darüber, nach dem Endspiel habe ich den Pokal fünf Stunden lang von Interview zu Interview geschleppt. Das war irre anstrengend. Jetzt wird noch mein Name darauf eingraviert, dann schicken ihn mir die Veranstalter nach Hause.
SPIEGEL: Warum sind Sie nach der Rückkehr aus Melbourne gleich nach Puszczykowo weitergereist?
Kerber: Mir war es wichtig, an den Ort zurückzukehren, an dem ich mich auf das Turnier vorbereitet hatte. In Puszczykowo habe ich schon immer viel Kraft getankt, wenn es zwischendurch in meiner Karriere mal nicht so gut lief. Ich wollte mich bei allen dafür bedanken. Wir haben gut gegessen, Sekt getrunken, gefeiert. Ehrlich gesagt war Tennis ziemlich weit weg.
SPIEGEL: Macht Ihnen die Euphorie um Ihre Person Angst?
Kerber: Nein. Für viele Menschen habe ich wohl ein bisschen Tennisgeschichte geschrieben. Die Begeisterung zeigt: Es gibt in Deutschland noch immer das Tennisfieber. Es schlummerte da etwas, das nur erweckt werden musste.

Als kleines Mädchen musste Angelique Kerber nur aus dem Fenster ihres Kinderzimmers schauen, um zu wissen, was ihr die Zukunft bringt. Sie wohnte mit ihren Eltern über einem Tenniscenter in Kiel. Jeden Tag sah sie die gelben Filzbälle vor ihrem Fenster vorbeifliegen. Wenn Angelique selbst spielen wollte, ging sie einfach aus der Wohnungstür, 16 Treppenstufen hinunter, durch einen kleinen Gang, schon stand sie auf dem Platz.

Ihr Vater Slawomir Kerber wurde in Polen geboren, 1987 zog er nach Deutschland und arbeitete in Kiel als Tennistrainer für die TG Düsternbrook. Mit zwei Jahren bekam Angelique einen Kinderschläger geschenkt, mit vier schlug sie 150-mal den Ball gegen eine Wand, ohne dass er auf den Boden fiel. Sie schaute sich alles ab von ihrem Vater. Er hatte den Schläger in der rechten Hand, auf der anderen Netzseite machte ihm seine Tochter alles spiegelverkehrt nach. Angelique gewöhnte sich an, den Schläger mit der linken Hand zu halten, obwohl sie Rechtshänderin ist. Mit fünf Jahren stand sie eine Stunde pro Tag

Gewinnerin Kerber nach dem Matchball im Finale der Australian Open

DANIEL POCKETT / GETTY IMAGES

auf dem Feld. „Sie hat das Spiel von Anfang an geliebt“, sagt Slawomir Kerber, der inzwischen in Neumünster lebt.

Im Finale von Melbourne hat seine Tochter vielleicht das Spiel ihres Lebens gemacht. Sie brachte so ziemlich jeden Ball zurück, den Williams übers Netz drosch. Zweieinhalb Millionen Deutsche klebten am Ende der Übertragung des Spartensenders Eurosport vor den Fernsehern. Bei der Siegerehrung begann der Zeremonienmeister Bruce McAvaney seine Rede mit dem Satz: „What a match!“

SPIEGEL: Was ging Ihnen vor dem Matchball durch den Kopf?
Kerber: Ich dachte: Bitte, bitte, Serena, schlag jetzt kein Ass. Ich wusste, wenn sie mir ein Ass um die Ohren haut, steht es Einstand, dann kippt das hier vielleicht noch. Mein zweiter Gedanke: Bleib ruhig, denke auf keinen Fall daran, was passieren wird, wenn du diesen Punkt machst.
SPIEGEL: Viele Gedanken in wenigen Sekunden.
Kerber: In meinem Kopf herrschte Ausnahmezustand. Aber ich konnte Serenas Aufschlag retournieren. Allerdings nicht sehr gut. Sie kam ans Netz, schlug den nächsten Ball aber ins Aus. Plötzlich hatte ich das geschafft, wovon ich ein Leben lang geträumt hatte.
SPIEGEL: Hatten Sie einen Matchplan für das Endspiel?
Kerber: Serena hatte im Turnier bis zum Finale keinen Satz verloren, sie hatte vor mir wirklich jede gnadenlos vom Platz geschossen. Ich wusste, dass ich nur eine Chance habe, wenn ich ihr zeige, dass ich nicht aus Versehen im Endspiel stehe. Ich wollte ihr mit meiner Körpersprache sagen: Okay, du musst hier auch dein bestes Tennis spielen, um mich zu schlagen.
SPIEGEL: Und dann begegnet man kurz vor Beginn des Endspiels in den Stadionkatakomben dieser Serena Williams, einer Titanin, 21-fachen Grand-Slam-Siegerin, seit drei Jahren die Nummer eins der Tenniswelt, und jeder Plan ist dahin?
Kerber: In Melbourne hatten wir in der Umkleidekabine einen Spind nebeneinander. Vor dem Finale waren wir allein im Raum, die Anspannung war extrem, aber wir plauderten ein bisschen.
SPIEGEL: Ach ja?
Kerber: Wir hatten beide vor dem Finale einen Tag frei. Wir redeten darüber, wie wir die Stunden bis zum Spiel verbracht hatten. Am Ende meinte Serena: Okay, bis gleich da draußen. Das zeigte mir irgendwie, dass sie Respekt vor mir hat. Das gab mir Mut. Auf dem Weg in die Arena dachte ich: Nimm diese Chance jetzt wahr.
SPIEGEL: Williams wirkte aufgekratzt, nach Fehlern brüllte sie sich selbst an. Sie dagegen blieben immer ruhig. Was hat Sie mental so stark gemacht?
Kerber: Blöde Fehler sind mir früher zu lange im Kopf geblieben. Beim WTA-Finale im Oktober habe ich gegen Lucie Šafářová verloren, weil ich auf dem Platz meinen negativen Emotionen freien Lauf gelassen habe. Ich habe vor der Saison mit meinem Trainer Torben Beltz daran gearbeitet. Ich habe gelernt, mich besser auf den Moment zu konzentrieren, den letzten Ball sofort zu vergessen und trotzdem mutig weiterzuspielen, auch wenn er vielleicht ins Aus gegangen ist. Hört sich einfach an, ist aber extrem schwer umzusetzen. Ich habe dafür Jahre gebraucht.

Herby Horst, 59, graue Jogginghose, weiße Haare, kommt aus Südafrika, er ist Coach beim Tennisverband Schleswig-Holstein und trainierte Kerber, bis sie 17 Jahre alt war. Im Leistungszentrum in Wahlstedt,

50 Kilometer nördlich von Hamburg, nimmt er einen Schluck von seinem Kirsch-Bananen-Saft. „Früher stieß Angie beim Deutschen Tennis Bund nicht auf Gegenliebe“, sagt Horst und erzählt von einem Lehrgang des DTB, an dem Kerber als 14-Jährige teilnehmen durfte.

Bei einem Ausdauertest musste sie gegen eine Ballmaschine antreten, das Gerät feuerte die Bälle links und rechts ins Feld. Kerber sollte entlang der Grundlinie auf und ab sprinten und die Bälle zurückspielen. Sie hasste es, sich abzurackern, also trat sie einfach ein paar Schritte näher ans Netz, verkürzte so ihren Laufweg. Die DTB-Trainer rümpften die Nase. Ein Mädchen, das nicht fighten will? Sie ließen Kerber durchfallen.

Kerber war ein Talent, das nicht ins Raster passte. „Damals waren athletische Spielerinnen gefragt, die man grillen kann“, sagt Horst, „das knallharte Training hätte Angie aber zerstört.“ Er glaubte trotzdem an Kerber, betreute sie individuell und behutsam. Manchmal trainierte er sie morgens vor der Schule – Vorhand, beidhändige Rückhand, einhändiger Slice, danach brachte er sie zum Unterricht. „Sie hatte schon damals das Spiel verstanden, die Schlagbewegungen kamen wie selbstverständlich aus ihr heraus, ihr Gefühl im Handgelenk war fantastisch. Das zählte für mich. Ich wusste, dass sie alles andere auch später lernen kann“, sagt Horst.

Heute ist Kerber eine der fittesten Spielerinnen auf der Profitour. Sie ist zwar kein „big hitter“, also keine Spielerin, die ihre Punkte über die Kraft der Schläge holt. Dafür kann Kerber die Bälle steuern und platzieren wie kaum eine andere. Es heißt, sie habe „schnelle Augen“. Sie weiß früh, wohin ihre Gegnerin den Ball spielt.

Das half ihr auch im Finale von Melbourne. Egal wo Serena Williams den Ball ins Feld brachte, Kerber war schon da.

SPIEGEL: Sie gehören seit vier Jahren zur Weltspitze, warum hat es erst jetzt mit dem Grand-Slam-Titel geklappt?
Kerber: Ich habe mich so hart auf die Saison vorbereitet wie noch nie. Ich habe meinen Aufschlag verbessert, damit er schneller wird, ich habe meine Ernährung ein wenig umgestellt. Aber wirklich ausschlaggebend ist, dass ich gelassener geworden bin.
SPIEGEL: Inwiefern?
Kerber: Ich schaue nicht mehr auf die anderen. Wie bereiten sie sich vor? Wie hat die und die gespielt? Auf wen trifft sie im Viertelfinale? Nein, vergiss das alles. Ich habe in den zwei Wochen in Melbourne gemerkt, dass man nicht unbedingt sein bestes Tennis spielen muss, um dort zu gewinnen. Man muss aber unbedingt bei sich selbst bleiben.

FREDRIK VON ERICHSEN / DPA

Grand-Slam-Turnier-Siegerin Kerber in Frankfurt: „Ein bisschen Tennisgeschichte geschrieben“

Es gab Zeiten, da stand Angelique Kerber vor dem Nichts. Die Krise begann 2011, sie stand in der Weltrangliste auf Platz 46, dann flog sie bei elf Turnieren in der ersten Runde raus. Sie verlor den Mut, geriet in eine Abwärtsspirale. Ihre Trainer, ihre Eltern und Großeltern, alle sprachen ihr Mut zu. Sie solle doch an ihr „goldenes Händchen“ denken, sagten sie.

Kerber schloss sich zwei Wochen lang zu Hause ein. Sie spielte mit dem Gedanken, ihre Karriere zu beenden. Sie stellte eine Liste auf, darauf sammelte sie, was ihr an ihrem Sport gefällt und was nicht. Am Ende fielen ihr mehr Punkte ein, die für das Profitennis sprachen als dagegen.

Kerber meldete sich bei der Tennis-Akademie in Offenbach an. Den Tipp hatte sie von ihrer Kollegin Andrea Petkovic bekommen, die dort seit Jahren trainiert. Kerber arbeitete mehrere Wochen an ihrer Fitness, auf dem Programm standen Sprints, Krafttraining, dazu Ausdauereinheiten. Sie machte 400-Meter-Läufe, zehn Stück hintereinander, dazwischen jeweils nur eine Minute Pause. Bis zum Erbrechen.

Was sie früher nicht wollte, sich im Training zu schinden, hatte Kerber nun gelernt. Das harte Training gab ihr Selbstsicherheit, ihr Körper wurde robuster, plötzlich war sie nicht mehr nach nur zwei Partien platt. Bei den US Open 2011 spielte sie sich zum ersten Mal ins Halbfinale eines Grand-Slam-Turniers. Es war eine Befreiung. Kurz danach stand sie zum ersten Mal in den Top Ten der Weltrangliste.

SPIEGEL: Martina Hingis feierte ihren ersten Grand-Slam-Titel mit gerade mal 16 Jahren, Monica Seles auch.
Kerber: Diese Zeiten sind vorbei.
SPIEGEL: Warum?
Kerber: Tennis ist intensiver geworden, schneller und anspruchsvoller. Viele Puzzleteile passen erst nach Jahren zusammen. Die Erfahrung spielt die entscheidende Rolle. In der Weltspitze kommt ein Rummel auf dich zu, das ist extrem. Du hast ständig PR-Termine, das Drumherum musst du genauso gut hinbekommen, wenn du auf Dauer oben bleiben willst.

Die Starrolle hat Kerber zuletzt anderen deutschen Spielerinnen überlassen, Sabine Lisicki, Andrea Petkovic. Sie sagt, sie habe sich auf Tennis konzentrieren wollen, auf ihr Ziel, den Grand-Slam-Sieg.

Künftig wird sie sich nicht mehr vor dem roten Teppich drücken können, ihr Manager kann sich vor Angeboten und Anfragen kaum retten. Die Menschen wollen sie jetzt kennenlernen. Sie werde die Rolle annehmen, sagt Kerber. „Ich kann mir gut vorstellen, das in Zukunft zu machen, um ein bisschen Ablenkung vom Trainingsalltag zu bekommen.“

SPIEGEL: Denken Sie manchmal daran, dass Sie bei den Australian Open fast in der ersten Runde ausgeschieden wären?
Kerber: O ja. Ein, zwei Punkte können alles verändern. Am Anfang meiner Karriere waren Niederlagen für mich eine Katastrophe. Und nach Siegen dachte ich: Cool, so geht das jetzt bestimmt weiter. Ich habe heute eine weniger extreme Einstellung zum Gewinnen und Verlieren. Ich weiß: Es kommt der Tag, an dem ich wieder mal verlieren werde.

Lukas Eberle
Mail: lukas.eberle@spiegel.de

Video: Eine Tennisstunde bei Kerbers Jugendtrainer
spiegel.de/sp062016kerber
oder in der App DER SPIEGEL